Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 21

Artikel: Vive la Suisse
Autor: Kägi, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672164

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

unsere ganze Art, zu leben und zu streben, gewaltig, in kaum geahnter Weise, gewandelt. Die Maschine erschien vielfach erst klein, wenig leistungsfähig, im Kleinbetrieb. Aber war es nur eine Holzfräse oder eine Blechwalze oder eine Seidenwinde, es war die Maschine. Als ich ein Büblein war, handhabte ich ja auch schon in der Küche eine allerdings recht einfache Maschine: den Kartoffeldrücker oder in bergländischem Schweizerdeutsch: den „Stunggißstünggel", mit dem ich der Magd etwa einen „Gummelstunggiß" (Kartoffelstock) zubereiten half, während meine Großmutter in der Stube vor dem Ofen in ihrer weißen Spitzenhaube spann. Welch ein Wandel heute! Wie hat sich die Maschine fort- und hochentwickelt! Man muß staunen über die Erfindungskraft und die Geschicklichkeit der Menschen auf wirtschaftlichem Gebiet. Bald macht nun alles die Maschine. Die Kleinbetriebe verschwinden immer mehr, die große Maschine beherrscht den Tag und den Markt. Wir schreiben sogar mit der Maschine, und es geht wie am Schnürchen. Die Maschine macht uns heutzutage nicht nur das Brot, sie verschafft uns immer vollkommenere Musik usw. usw. Aber das Wunderbarste, in unsern Augen wenigstens, ist doch, daß man fliegen gelernt hat; das ist ungeheuerlich. Aber trotzdem ist's noch nicht, was sich unsereiner wünscht, der einfach so die Arme ausbreiten, wie man's etwa im Traum kann, und über Tal und Seen als ein glücklicher Menschenvogel hinwegfliegen möchte. Gleichwohl ist's wahr, Großes und Gutes hat uns die Maschine gegeben; aber es ist leider auch wahr, vieles hat sie an Großem und Gutem auch hinweggenommen. Und immer vervollkommneter wird sie, und immer neue Maschinen für alles, was bisher noch nicht maschinenmäßig gemacht worden ist, entstehen. Die Maschine macht alles. Vielleicht bringt sie's dazu, daß wir zuletzt noch maschinenmäßig denken; ein wenig tun wir das wohl heute schon. Alles macht die Maschine, leider freilich auch viele Leute brotlos und überflüssig. Die Maschine ist da und wird dableiben. Es ist also an einer geistig immer höher kommenden Menschheit, sie sich nicht zum Drachen, zum alles verschlingenden Moloch, sondern wahrhaft zum Segen der Erde fortentwickeln zu lassen. Das wird geschehen, wenn die Völker, deren geistiges Fortkommen noch recht bedeutend im Rückstand ist und sich leider durch Rückfälle ins Allzuursprüngliche verlangsamt, endlich einmal sagen: das Geistige, vor allem das Herz, ist Trumpf!

Vive la Suisse.

Von H. Kägi.

Die Stadt lag im nächtlichen Schlummer, das Licht ihrer Bogenlampen war verzuckt. Matt und erdenfern schienen die Sterne. Einzig der Nachtwind gab der Welt Bewegung. Er rüttelte toll an den kahlen Bäumen der Parkanlagen und fuhr den paar Menschen, die in warmes Wollzeug eingepuppt, noch spät durch die toten Gassen flohen, in die Beine. Wind und Menschen hatten den gleichen Weg.

Auf dem Bahnhof warteten sie einander und gebärdeten sich recht widerwärtig, denn des einen Dasein verdroß den andern. Man verzog sich in die Wartsäle und ließ den Wind draußen gellen, tosen und rütteln. Aber es war gut, daß der Wind Stimme hatte, denn auf all den Menschengesichtern lag bedrückende, gespannte und stumme Erwartung, welche die Mienen verzehrt und die Lippen hart zusammenpreßt. Kein glänzendes Lächeln, keine fliehende Silbe. Draußen aber stritt der Wind und rief die Beamten mit unverschämten Manieren an. Sie stellten den Kragen hoch und kehrten ihm den Rücken. Die Weichensignale hielten ihr Licht matt und eng beisammen. Still und tot lag die Nacht über den Geleisen. Bisweilen nur kreischten der Bahnsteigglocken hartmetallische Schläge. Immer zuckte Bewegung in die Harrenden.

Dann rauschte es grollend irgendwoher. Alsogleich spannten sich die Wangen; die Augen gingen weit auf. Das Rattern, Donnern und Schnauben wurde lauter und überlärmte den Wind. Die Wartsaltüren klafften auf, die Menschen fluteten hastig an den Rand des Bahnsteiges. Dann wichen sie wieder sacht vor der stolzen Lokomotive zurück. Sie kamen langsam und traurig näher. Durch die Dunkelheit flackerte eine weiße Fahne, ein rotes Kreuz flammte darin. Der Zug der Wunden hielt. Matt beleuchtet, elend und schrecklich düster, Elend bringend, mit banger Sorge befrachtet, Jammer und Mitleid ausströmend.

Die Fenster gingen herunter. Junge, bleiche Männerköpfe und blasse Hände drängten sich heraus. Keine Kummermiene, nicht eine, nur heiße, dankbare Blicke. Stehende, humpelnde, gestützte, liegende Helden winkten mit Krücken, Arm- und Beinstummeln oder strengten sich wenigstens an, es zu tun. Manche bogen sich weit über ihr weißes

Lager und hoben dankbar kleine Spenden fremder Menschen auf. Mitleid und Elend berührten sich, Schenken und Nehmen beglückte. Schenken mehr. Alle Sinne opferten sich einem mächtigen Empfinden und Fühlen und machten vertraut. Söhne eines Vaters, Brüder und doch keine Bundesgenossen. Man verstand nicht, weshalb man nicht selber unter ihnen saß oder lag. Man hätte ihnen Schmerz und Elend abnehmen oder ihnen daran tragen helfen mögen, den vertrauten Fremdlingen. Sie spürten es, sicher, denn dankbar große Tränen glitzerten in ihren dunkeln Augen. Blicke, die sie auffingen, verwunderten und ergriffen sie. Wochenlang hatten sie Feindesgrimm, Tod und Angst gesehen, dann barmherzige Ärzte und Pflegerinnen, dann freudlose Zukunft, nun sahen sie Mitgefühl warmer Bruder- und Schwesterherzen; sie dankten und frohlockten segnend: „Vive la Suisse!" Es war kein Jubel drin, nur ergreifender Ernst, aber er rührte und machte reich, gleich ehrlichem Segen. „Vive la Suisse!"

Man liebt seine Heimat, wie sie die armen Streiter lieben, man fühlt es in Mark und Blut. Man hätte gleich ihnen die prächtigen, köstlichen Glieder opfern können. Tiefer Segen liegt in dem Worte starker Helden.

Sie haben einen Kampf durchfochten, nun folgt der größere, härtere: der Lebensrest eines Krüppels. Unnennbaren Heldenmut heischt er. Sie werden ihn haben, die dort am zweiten, dritten, fünften Fenster. Auch jene am letzten. Dort reicht eine junge Frau Rosen hinauf. Eine Hand tastet scheu darnach, die Hand eines Blinden. Du siehst sein verronnenes Auge nicht weinen, siehst sein Herz nicht unter dem Rosenhauch bluten. Doch geängstigt ahnst du einen schwer niederdrückenden Zusammenhang.

Sacht und still, wie er gekommen, fuhr der Zug in die Nacht. Man stand bewegt und rührte sich nicht. Man sah das rote Schlußsignallicht lange, lange, klein und kleiner werdend und empfand wie Erfüllung des Segens großmächtige Dankbarkeit.

Die beiden Züge.

Es dröhnen und donnern durch die Nacht
Zwei Züge, belastet mit Unglücksfracht.

Durch die friedvoll schlafende Schweizerflur
Stürmen sie keuchend auf eiserner Spur.

Der eine von Süden, aus Frankreich her,
Der andre aus Norden vom schwäbischen Meer.

Und beide von Kranken und Krüppeln gefüllt,
Denen sich grausamstes Schicksal enthüllt.

Zerhauen, zerstochen, und blind und lahm,
Einarmig, stelzbeinig, das Herz voll Gram!

So fahren die Opfer des Krieges nach Haus,
In die dunkel drohende Nacht hinaus.

Und unter fremdem Himmelsstrich
Die beiden Züge begegnen sich

Und sausen im Flug aneinander vorbei,
— Feind an Feind, — ohne Schuß und Schrei.

Georg Luck.

Jung sein.

Was „jung sein" bedeutet, weiß niemand besser, als wer alt ist. Etwas erkennen, ist das Vorrecht jener Menschen, die schon eine große Anzahl von Jahren hinter sich haben. Wer jung ist, der lebt und erkennt nicht. Darum ist der junge Mensch nicht nur körperlich, sondern auch geistig jung. Mit anderen Worten, er ist noch nicht entwickelt. Die körperliche und geistige Entwicklung gehen jedoch nicht Schritt auf Schritt nebeneinander. Das ist ein Glück. Oder wäre es nicht schrecklich, wenn der zwanzigjährige, körperlich voll entwickelte Mensch, auch schon geistig die höchste Stufe und damit den Anfang vom Ende erreicht hätte? Das Leben ist kein „sein", es ist ein „werden". Darum wäre es richtiger, nicht vom „jung sein", sondern vom „alt werden" zu reden. Doch so ist der Mensch; was er nicht mehr, oder noch nicht hat, von dem spricht er am liebsten. Der alt gewordene Mensch sehnt sich oft nach seiner Jugend zurück, und der Jüngling kann mitunter die Jahre kaum erwarten, die ihn höher empor bringen sollen. Aber falsch, wie ein Betrug wäre es, sich Zwang anzutun, um jünger oder älter zu gelten, als man ist. Es ist ein hilfloser Trost für ältere Leute zu sagen, man sei so jung als man sich fühle. Gefühle täuschen. Dagegen beglückt die Erkenntnis, daß die Jahre, die den Körper alt, schadhaft und schwach, dafür den Geist reifer und reicher gemacht haben. Und wer betagt einen Berggipfel nicht mehr zu Fuß, sondern nur